NATUR

Jahresthema 2022
Oderbruchmuseum Altranft
Werkstatt für ländliche Kultur

Aufland Werkstattbuch 7

NATUR

Jahresthema 2022
Oderbruchmuseum Altranft
Werkstatt für ländliche Kultur

Berichte zum Thema Natur im Oderbruch
Herausgegeben von Kenneth Anders und Lars Fischer
Fotografien von Michael Anker und Stefan Schick
sowie von Armin Herrmann, Karsten Neumann und aus dem
Archiv des Landschaftspflegeverbandes Mittlere Oder e.V.

AUFLAND
VERLAG
WERKSTATTBUCH

Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck nur mit Genehmigung
2022 Aufland Verlag GbR
Croustiller 20, 16259 Oderaue
auflandverlag. de

ISBN 978-3-944249-35-3

Inhalt

8 Die Natur der Landschaft als Gegenstand der Kommunikation
Was aus den Befragungen zu lernen ist
Kenneth Anders

22 Irgendwie geht es mit der Welt schief
Steffie und Norbert Bartel, Naturerlebnishof Uferlos in Kienitz

27 Die Tierwelt lebt davon, was die Landwirtschaft anbaut
Bernhard Katzwinkel, Landwirt in Gorgast

40 Ein Mosaik aus Lebensräumen schaffen
Björn Ellner, Untere Naturschutzbehörde Landkreis Märkisch-Oderland

50 Die Oderbruchbewohner sind es gewohnt, mit den Mücken zu leben
Doreen Werner, Entomologin am ZALF Müncheberg

57 Altfriedländer Kräutertee — Mühe, Wissen und Aufmerksamkeit
Alfred Effert, Kräuterspezialist aus Altfriedland

62 Bad Freienwalde summt, radelt und ist bunt
Evelyn Faust, engagierte Bürgerin aus Bralitz

69 Not in my back yard ist unsolidarisch
Martin Merk, Ökospeicher Wulkow

76 Kretschmanns Erbin
Kerstin Götter, Haus der Naturpflege Bad Freienwalde

80 Sinnvolle Projekte mit Leuten vor Ort entwickeln
Birgit Groth, Flächenagentur Brandenburg GmbH

86 Es geht darum, genau hinzusehen
Hannelore Kretke, Pilzexpertin aus Bad Freienwalde

94 Würden wir nur wirtschaftlich denken,
gäbe es die Wiesenweihe nicht mehr
Simone Müller, Vogelschützerin aus Chorin

101 Mit Menschen an deiner Seite kannst du
die Natur schützen und gestalten
Conrad Phillipps, pensionierter Förster aus Wriezen

106 Es gibt die unterschiedlichsten Methoden, die Adonishänge zu pflegen
Reinhard Tietz und Otto Christoph, Landschaftspfleger aus Wuhden und Kunersdorf

113 Naturfotografie — die Gier nach Momenten
Renate Melz, Naturfotografin aus Altwustrow

118 Mit dem Bibermanagement kommen wir an unsere Grenzen
Michael Saß, Bibermanager beim GEDO Seelow

125 Gerechtigkeit und Miteinander liegen mir am Herzen
Toralf Schiwietz, Landschaftspflegeverband Mittlere Oder e. V. Frankfurt Oder

136 Viele Menschen kennen unsere Vögel kaum mehr
Steffen Fahl, Ornithologe, Baum- und Artenschutzgutachter aus Wriezen

144 Naturschutz geht nur mit den Menschen
Peter Streckenbach, Mitbegründer des NABU aus Vierlinden

153 Die Quappe wird weniger
Der Angelverein Oderland Güstebieser Loose/Neulietzegöricke e.V.

160 Gibt es sie noch, die große Oderquappe?
Christian Wolter, Fisch- und Fließgewässerökologe am IGB Berlin

166 Im Grunde haben wir beim Naturschutz versagt
Martin Müller, Ornithologe aus Hohenwutzen

170 Wenn ich eine andere Meinung habe, äußere ich sie
Gisela Ziehm, Baumschützerin aus Bad Freienwalde

180 Der Wald auf den Höhenzügen ist wunderschön
Thomas Pietschmann, Oberförster in Waldsieversdorf, und Peter Rüffler, Revierförster in Bad Freienwalde

191 Naturerfahrung gehört in den Lehrplan
Susanne Altvater, Umweltjuristin aus Falkenberg (Mark)

203 Es geht um mehr als Naturschutz
Michael Succow, Landschaftsschützer aus Greifswald

217 Typische Lebensräume, Pflanzen und Tiere im Oderbruch — Ein kleiner Einblick
Fotografien von Armin Herrmann, Karsten Neumann und aus dem Archiv des Landschaftspflegeverbandes Mittlere Oder e.V.

247 Anhang
Ganze Menschen — Naturschutzpersönlichkeiten im Oderbruch
Die Begleithefte zur Ausstellung

Die Natur der Landschaft als Gegenstand der Kommunikation

Was aus den Befragungen zu lernen ist

Ein dumpfes und unklares Erlebnis

Im August dieses Jahres 2022 wurde die Oder von einem Fischsterben enormen Ausmaßes heimgesucht, das sich mit dem Fluss gespenstisch stromabwärts bewegte. Tausende toter Fische und Muscheln schwammen an der Wasseroberfläche. Viele wurden an Land geschwemmt, um dort zu verwesen und gefressen zu werden, andere trieben ins Haff oder wurden an Sperren abgefangen.

Da man nicht wusste, ob das Sterben durch toxische Schwermetalle oder andere Chemikalien verursacht wurde, die über Säuger und vor allem Vögel in die Nahrungskette gelangen könnten, sammelten viele Freiwillige die Kadaver ab. Der Eindruck war schockierend: winzige Quappen, riesige Zander, Hechte, Rotfedern, Bleie, Schnecken. Es war, als läge die tierische Nahrungskette des Wassers ausgebreitet und stinkend am Ufer.

Anwohner, die in diesen Tagen selbst gezogenes Gemüse an der Straße anboten, wurden von Touristen spöttisch gefragt, ob sie mit Oderwasser gegossen hätten? Die Angler sahen besorgt, dass auf einmal auch in der Alten Oder tote Fische schwammen, sei es aus Sauerstoffmangel (die Wasserzufuhr aus der Stromoder in die Bruchgewässer war zeitweise unterbrochen worden), sei es aufgrund eines bereits erfolgten Eintrags. Bald las man von Protesten in Polen gegen den fahrlässigen politischen Umgang mit der Oder. Zu einer eigenen Rolle fand man in dieser Geschichte darum aber noch lange nicht. Das hatte seine Gründe: Ein Dialog zwischen Deutschland und Polen als den betroffenen Flussanrainern war für die Öffentlichkeit nicht beobachtbar, eine Mitverantwortung der eigenen Regierungen nicht greifbar. Die Analyse der Ursachen war auch nach einem Monat nicht abgeschlossen, umso mehr Gerüchte rankten sich um die Ereignisse. Die Erklärungsversuche reichten von Umweltkriminalität über Niedrigwasser, dem

Auftreten einer giftigen Goldalge bis zum Klimawandel — am besten alles auf einmal. Die Naturschutzverbände verknüpften die Ereignisse sofort mit der Auseinandersetzung um die aktuellen Baumaßnahmen Polens an der Oder im Rahmen der deutsch-polnischen Stromregelungskonzeption und sahen im Fischsterben ein schlagendes Argument für ihre Forderung, die Arbeiten zu stoppen — eine Verknüpfung, der nicht alle folgen wollten. Bald machte sich auch die Bundesumweltministerin diese Forderung zu eigen. Um einen Ausdruck für die verzweifelte Situation zu finden, erging ein Aufruf, am Oderufer mit einem Instrument Platz zu nehmen und für den Fluss Musik zu machen. Die feierliche Eröffnung der Europabrücke in Bienenwerder geriet folglich zu einem widersprüchlichen Ereignis: hier aufkommende Proteste und Gesten durch Musik, dort Bratwurst und Bier.

Unter den Menschen im Oderbruch machte sich in diesen Tagen eine große Trauer breit, die bald darauf in Agonie oder Zorn überging. Denn schon drei Wochen später verschwand das Thema weitgehend aus den überregionalen Medien, nachdem diese dem Oderbruch zuvor noch, sozusagen zum Abschied, einen schweren Imageschaden bescheinigt hatten. Dass es viele Jahre dauern würde, bis sich der Fluss erholt, wie noch in den ersten Tagen zu hören war, klang nun schon nach einer seltsamen Vereinfachung und Verharmlosung, denn es blieb offen, ob die Faktoren, die das Sterben verursacht hatten, wirklich erkannt und abgestellt würden. Hatte man es nicht eher mit einer dauerhaften, wiederkehrenden Erscheinung zu tun? Es schien als würde das Bild dieser Katastrophe von Tag zu Tag unschärfer. Die Kadaver am Oderstrom waren verschwunden und alle schauten in einen Abgrund, der nichts preiszugeben schien, außer: Der Mensch macht Schaden, er soll sich aus dem Spiel nehmen.

Wie kann man über die Natur einer Landschaft sprechen?

Die Ereignisse an und in der Oder im August 2022 erscheinen wie ein Sinnbild der gegenwärtigen Umweltdiskurse. Unsere Vorstellungen stecken irgendwo zwischen den Umweltapokalypsen der 1970er-Jahre (tote Flüsse, vergiftete Böden, Waldsterben) und einer unüberschaubaren Komplexität (Klimawandel, Wetterextreme, Energiewende) fest. Gestalterische, gärtnerische Ansätze, die das tägliche Tun vor Ort in den Mittelpunkt stellen, das Pflanzen von Bäumen oder das Absammeln von Müll, geraten angesichts der großen Szenarien in die Defensive. Alle Maßstäbe geraten ins Wanken. Welche Eingriffe in die Landschaft sind noch gerechtfertigt? Welche

Ereignisse können noch als normale Schwankungen gelten? Ist Anpassung an die veränderten Bedingungen eine Option oder ist sie Verrat am politischen Widerstand gegen den Klimawandel? Inzwischen scheint jeder Starkregen eine düstere Botschaft zu bringen; die Ereignisse verdichten sich zu einem endzeitlichen Gefühl. Es gibt nur Verluste, keine Gewinne, alles schlägt als Teil unseres gefräßigen Stoffwechsels zu Buche. Man weiß nicht, wo man anfangen soll. Aber anfangen muss man doch, oder?

Folgt man den Aussagen, die seit Jahren das mediale Bild zum Thema Umwelt und Ökologie bestimmen, ist der Anfang längst gemacht, und es ist nur eine Sache des politischen Drucks, nun auch den zweiten und dritten Schritt zu gehen. Bereits in den 1990er-Jahren wurde eine große Tagung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) mit der Grundaussage veranstaltet, man brauche fortan »konsensuales Wissen«, in dem die Erkenntnisse zur Lage der Welt nicht mehr infrage gestellt, sondern nur noch im Hinblick auf ihre möglichst rasche Umsetzung diskutiert werden dürften: Gefahr, Identifikation des Handlungsbedarfs, politische Umsetzung, Beschleunigung, vermehrte Anstrengungen zur Aufklärung der Bevölkerung — und wieder von vorn. So sind inzwischen beinahe alle Transformationsdiskurse aufgebaut. Sie gehen nicht auf Differenzierung, Synthese oder analytische Schärfung des Blicks, sondern auf die Erhöhung der Lautstärke und die Verstärkung der Botschaft. Die meisten Menschen sind müde davon und die Aktivisten schließen daraus, dass man noch drastischer agieren und die Strafe des Untergangs noch deutlicher machen muss. Da aber zugleich jedes humanistische Selbstvertrauen aus der Mode gekommen zu sein scheint, da die kulturell bestimmenden Farbtöne vielmehr ein grundsätzlich unsympathisches Bild von der menschlichen Natur zeichnen, verstärkt sich die Entfremdung mit jedem neuen Kommunikationsereignis.

Natur als Jahresthema — Ein Versuch, ins Gespräch zu kommen

Dieser zirkulären und destruktiven Logik wollten wir beim Jahresthema NATUR des Oderbruch Museums entkommen. Natürlich konnte es nicht darum gehen, die strittigen Fragen der Umweltdebatten zu entscheiden, schon gar nicht hinsichtlich globaler Veränderungen. Weder haben wir selbst die dafür nötige Expertise, noch ist es die Aufgabe einer solchen Unternehmung, wie sie das Oderbruch Museum seit 2016 als ein Museum,

das auf Landschaftskommunikation setzt, unternimmt.[1] Bei dieser geht es vielmehr darum, das eigene (persönliche und kollektive) Engagement in eine Beziehung zum geteilten Raum zu setzen; zur Landschaft, in der wir gemeinsam leben. Auf dieser Grundlage werden Spielräume für Verständigung und gelingendes Handeln gesucht und in einem zweiten Schritt wird geschaut, ob diese gemeinsame Beschreibung der Landschaft einen kritischen Ertrag im Hinblick auf die gesellschaftliche »Umwelt« geben kann. Welches Licht also die Erfahrungen der Menschen vor Ort auf den politischen Umgang mit dem jeweiligen Thema werfen.

Deshalb wurden gut 20 Menschen mit jeweils unterschiedlichen Zugängen zum Thema »Natur im Oderbruch« befragt — nach ihrer Wahrnehmung der Landschaft, nach ihrer eigenen Tätigkeit und der darin steckenden sozialen Rolle in der ländlichen Gesellschaft, nach ihren offenen Fragen und ihren Vorstellungen für eine gelingende Gestaltung der (längst anthropogen, das heißt von uns Menschen überformten) Natur.

Außerdem beschäftigten wir uns mit der Geschichte des regionalen Naturschutzes, indem wir mit den Kindern und Freunden von drei in diesem Feld herausragenden Akteuren eine Ausstellung erarbeiteten: »Ganze Menschen — Naturschutzpersönlichkeiten im Oderbruch« nähert sich Alfred Böhme aus Letschin, Kurt Kretschmann aus Bad Freienwalde und Hans Ohnesorge aus Altranft, deren Wirken im 20. Jahrhundert bis heute in der Region spürbar ist.

Drittens verarbeitete unser Sammlungsbetreuer Peter Herbert seine über viele Jahre aufgebaute, 6.000 Exemplare umfassende Sammlung von Käfern aus dem Oderbruch zu einer Sonderausstellung mit einer dazu publizierten Artenliste und einem reich bebilderten Begleitheft, um einmal anhand einer Ordnung eine genauere Debatte über die Entwicklung in unserer Lebenswelt führen zu können — und natürlich um die Neugier auf diese Tiere sowie einen Sinn für ihre Schönheit und Vielfalt zu wecken. Der Oderberger Fotograf Enrico Schefter trug Makroaufnahmen der Käfer bei, die nicht nur die Attraktivität, sondern auch das Vorstellungsvermögen der Besucher erheblich steigerten.[2]

1 Es wird deshalb auch immer wieder Enttäuschung bei Akteuren laut, die sich eine klare Parteinahme in den Agrar- oder Umweltdebatten erhoffen.

2 Die Sammlung ist inzwischen öffentliches Eigentum, sie gehört dem »Senckenberg Deutsches Entomologisches Institut Müncheberg« und wurde an das Oderbruch Museum ausgeliehen.

Die auf diese Weise, auch in den begleitenden Salongesprächen entstandenen Einblicke und Texte lassen sich nicht über einen Kamm scheren. Das liegt schon an den verschiedenen Themen, mit denen die Befragten befasst sind: Sie reichen vom Bibermanagement über die Waldwirtschaft bis zu regionalen Energiekonzepten oder zur Pflege von Trockenrasengesellschaften; von der Anlage innerörtlicher Blühflächen über das ehrenamtliche Monitoring bis zu professionellen Artenschutzprojekten; vom Angeln oder Kräutersammeln bis zum behördlichen Handeln oder zur wissenschaftlichen Forschung; vom Wandern bis zur Geologie; vom Gemüsegarten über die Umweltbildung bis zur Baumallee. Dass diese verschiedenen Erfahrungen unterschiedlicher Menschen in ein geschlossenes Weltbild von unseren Naturverhältnissen münden, wäre eine falsche Erwartung. Vielmehr waren wir gerade an den Lücken interessiert, die sich aus der Perspektivvielfalt ergeben. Denn wo eine Lücke ist, ist Raum zum Fragen und es beginnt das Gespräch. Im Folgenden sollen deshalb thesenhaft einige Aussagen versucht werden, die infolge des Jahresthemas ein solches Gespräch ermöglichen könnten.

Naturschutzarbeit als humanistisches Tun

Auf den ersten Blick scheint es aussichtslos: Das Oderbruch ist eine intensiv genutzte Agrarlandschaft, seine Kolonisierung folgte explizit dem Anspruch, die frei fließende Natur der Flussaue zurückzudrängen. Wie soll man in einer solchen Umgebung wirksamen Naturschutz betreiben? Gibt es für den Anspruch, Arten und Lebensräume zu schützen, überhaupt ein soziales Register, das gezogen werden könnte? Die Geschichte zeigt, dass es das durchaus geben kann. Herausragende Persönlichkeiten haben im 20. Jahrhundert ausgerechnet in dieser anthropogenen Landschaft Maßstäbe für einen besonnenen Umgang mit der Natur gesetzt. Das Panorama ihres Engagements ist weit: Gartenbau und Wissenschaft, Artenschutz und gemeinsame Wanderungen, Monitoring und Kommunikation; die Tätigkeit von Alfred Böhme, Kurt Kretschmann und Hans Ohnesorge war jeweils in ein kulturelles Selbstverständnis des Menschen eingebettet. In ihrem Horizont hatten nicht nur Pflanzen und Tiere Platz, ebenso wichtig waren Musik und Lyrik, christlicher Glaube, Pazifismus sowie sozialreformerische und konservative Ideen. Gerade aufgrund ihrer humanistischen Prägung konnten diese Männer auch über weltanschauliche Grenzen hinweg zusammenarbeiten: mit Goethe, um es so einfach auszudrücken, konnten alle etwas

anfangen. Diese Akteure standen nicht verbittert am Rand, sie begaben sich in die Mitte der Gesellschaft und luden andere ein, mitzutun. Sie suchten den Kontakt zu Kindern und Jugendlichen, scheuten keine Auseinandersetzung mit Behörden oder Betrieben und stellten Öffentlichkeit für Fragen ihrer Landschaft her. Im Einzelfall waren damit viele Konflikte verbunden. Das System staatlicher Kontrolle entfaltete zu DDR-Zeiten seinen vollen Argwohn, die Staatssicherheit hatte ein scharfes Auge auf diese Aktivitäten. Und auch in den dörflichen Gesellschaften galten diese Männer als Sonderlinge, die man zugleich bewunderte als auch belächelte. Dennoch weist das Rollenmodell, das sich an ihrem Beispiel studieren lässt, in eine vielversprechende Richtung. Kann man es auch in der Gegenwart finden?

In der Tat ist der soziale und gestalterische Wirkungsgrad, den Menschen im ländlichen Raum durch ihr Engagement entfalten können, immer noch sehr hoch, auf jeden Fall höher als in den Städten. Hier leben weniger Menschen, weshalb jene, die aktiv werden, mehr Einfluss in ihren Dörfern und Regionen erlangen. Das gilt auch für den Naturschutz. Was die Befragten berichten, verweist auf beträchtliche Erfolge im Artenschutz, in der öffentlichen Auseinandersetzung oder in der Gestaltung der Landschaft. Diese Menschen bringen öffentliches und bürgerschaftliches Handeln zusammen, sie sind draußen und beobachten, was in der Landschaft vor sich geht, sie setzen sich vor Ort mit der Praxis der Landwirtschaft oder der Alleebaumpflege auseinander, initiieren Projekte zum Mitmachen, gewinnen junge Menschen und Partner. Sie wagen sich in Konflikte und bemühen sich um Verständigung. Und man sieht: Es ist nicht umsonst. Ihr Handeln hinterlässt deutliche Spuren in der Landschaft.

Naturschutzarbeit als kulturelle und politische Minderheitserfahrung

Folgt man aber den Berichten dieses Buches, dann sind die Naturschützer (wie immer man diese Gruppe definiert) in den letzten Jahrzehnten immer weiter an den Rand der Gesellschaft geraten. In vielen Texten schwingt Einsamkeit mit, gemischt mit der Sorge um fehlenden Nachwuchs, mit der Klage über gesellschaftliches Unverständnis, über Ignoranz und erdrückende wirtschaftliche Interessen. Zunächst gibt es dafür sachliche Gründe: Wer sich für den Naturschutz engagiert, macht fast automatisch Verlusterfahrungen. Die hohe landschaftliche Dynamik führt dazu, dass reihenweise Arten, die einst zur Grundausstattung der Landschaft gehörten, ausfallen. Die Zugewinne im Artenspektrum werden dabei meist nicht

als Gewinne in der Ökobilanz, sondern eher als Indikatoren für einen aus dem Gleichgewicht geratenen Naturraum verbucht.[3] Die wachsende Sterilität der heutigen Landnutzungen und der zunehmend suburbanen Wohnsiedlungen führen tatsächlich zu einer quantitativen Verringerung der in den Ökosystemen lebenden Organismen. Es zeugt von kluger Einsicht, wenn unsere Gesprächspartner dieses Dilemma nicht nur als menschliches Fehlverhalten, sondern auch als Folge der Technologien selbst begreifen: Die Perfektion der Landwirtschaft führt zu einer Verarmung der Feldflur, nicht böser Wille. Wie dem auch sei, man kämpft heute gegen viel grundsätzlichere Probleme als einst.

Auch auf der kommunikativen Ebene werden die Bedingungen für die Naturschutzarbeit schwieriger, weil sich das tägliche Leben zunehmend »enträumlicht«. Wir werden in riesigen, teilweise globalen Energie- und Stoffwechselprozessen versorgt, die eigene Verantwortung für den Selbsterhalt degradiert zu einer Konsumentscheidung. Immer weniger Menschen leben im direkten Kontakt zur lebendigen Landschaft und erfahren sich als gestaltende Bewirtschafter, derweil die Bauweisen, die Mobilitäts- und Bewirtschaftungsformen immer mehr an industrielle Prozesse angeschlossen werden. Damit ist die Entfernung zur ländlichen Gesellschaft, die die Naturschutzakteure überwinden müssen, stetig gewachsen. Nur noch wenig geht im Dialog zwischen Nachbarn auf. Wer mit Sinn für den konkreten Raum Spielräume für regenerative Energieproduktion in der Landschaft suchen will, braucht Zeit und Geduld, Verständnis und Unterstützung auf vielen, auch behördlichen Ebenen. Wer bedrohten Arten Nischen in einer intensiv genutzten Landschaft schaffen will, muss im wahrsten Sinne des Wortes früh aufstehen, langfristig ein Gespräch aufbauen und selbst sehr viel Energie investieren. Wer Alleen als Landschaftselement erhalten will, hat es mit so vielen gesellschaftlichen Ebenen zu tun, dass es eigentlich eine Vollzeitbeschäftigung wäre.

Möglicherweise haben aber auch die Erfolge in der wissenschaftlichen Operationalisierung und in der rechtlichen Verankerung von Naturschutzgütern zu einer latenten Marginalisierung beigetragen. Denn damit hat man zwar rechtliche Sicherheiten und behördliche Verbindlichkeiten gewonnen, zugleich aber auch die Entfremdung von den jeweils konkreten Verhältnissen vorangetrieben und die Aushandlungsprozesse vor Ort von den Menschen abgelöst und formalisiert. So manche Erfolge des

3 Ob neu hinzukommende Arten auch anders — als Zugewinn — bewertet werden könnten, kann hier nicht entschieden werden

Naturschutzes tragen deshalb Züge eines Pyrrhussieges. Der Biber ist eine auf europäischer Ebene streng geschützte Tierart — das hätte man im Oderbruch sicher differenzierter geregelt. Der politische Kontext erlaubt aber eine solche, lokal angepasste Herangehensweise nur für den Preis zäher Aushandlungen und Konflikte. So sehen sich Naturschützer aus dem Oderbruch in der misslichen Lage, vor Ort eine Praxis verteidigen zu müssen, die, wären sie selbst die Verhandlungspartner für ein adäquates Bibermanagement, wahrscheinlich anders aussähe.

Entsprechende Schematisierungen schlagen auch auf den Umgang mit dem landschaftlichen Befund in der Öffentlichkeit durch. Worüber wird offen gesprochen, wie wird mit Informationen umgegangen, die ja erst interpretiert werden müssen, bevor sie eine Bedeutung annehmen? Unser Sammlungsbetreuer Peter Herbert fand im Rahmen seiner jahrelangen Beschäftigung mit den Käfern im Oderbruch mehrere Urwaldreliktarten, die als Rote-Liste-Arten mit einer geringen Mobilität in dieser Landschaft nicht unbedingt zu erwarten waren. Die Märkischen entomologischen Nachrichten lehnten nun (nach jahrelanger Zusammenarbeit) eine Veröffentlichung dieser Befunde ab, vermutlich mit dem Argument, eine solche Publikation könnte politisch falsch — nämlich als Entwarnung des allseits beklagten Insektensterbens — verstanden werden. Präzise lassen sich Herberts Befunde folgendermaßen deuten: Die Nischen in der intensiv genutzten Agrarlandschaft des Oderbruchs sind größer und vor allem stabiler als gedacht. Deshalb kann von einem Artensterben nicht gesprochen werden. Es gibt aber aufgrund der zunehmend sterileren Feldflur und den ökologisch immer ärmeren Siedlungsstrukturen durchaus ein Problem mit der Zahl der in der Landschaft lebenden Individuen vieler Arten. Das Insektensterben ist ein Problem der verfügbaren Biomasse, vor allem für die Nahrungsketten der Vogelwelt. Von Entwarnung kann also keine Rede sein, allerdings muss man den Fokus anders legen und dementsprechend die Strategien in der Naturschutzarbeit ausrichten. Traut die Fachwelt der Öffentlichkeit jedoch nicht zu, eine solche Differenzierung vorzunehmen und zu verarbeiten, entsteht ein zunehmend verzerrtes Bild von unseren Naturverhältnissen. Man sollte Erkenntnisse nicht danach gewichten, ob sie den Krisendiskurs verstärken, oder nicht. Denn dadurch sinkt das Vertrauen in die fachlichen Institutionen, die in den Umweltdiskursen Wissen beisteuern und Ordnung stiften sollen.

Ähnlich ambivalent sieht die Bilanz der Erfolgsgeschichte der großen Naturschutzverbände aus. Diese sind heute besser aufgestellt als je zuvor und nehmen unmittelbaren Einfluss auf die Politik. Aber für die Menschen

vor Ort, die in der Landschaft Allianzen für kluges, natursensibles Handeln schmieden wollen, sind die großen Themen auf der politischen Agenda nicht immer von Nutzen. Natürlich überschreiten viele Bau- und Infrastrukturmaßnahmen den regionalen Horizont und gerade globale Themen brauchen global handelnde Akteure. Naturschutz findet heute also — auch aus fachlichen Gründen — in viel größeren räumlichen Bezügen statt. Dennoch liegt das Potenzial für den Naturschutz als gesellschaftliches Projekt in den Regionen selbst, wo die Menschen leben, die Landschaft nutzen und in ihren vielen Eigenschaften genießen und schätzen können. Je weiter man sich von diesen räumlichen Bezügen abkoppelt, umso schlechter kommt man später an sie heran, wenn es etwas zu klären gibt.

All diese Faktoren verstärken leider auch die psychologische Belastung für jene, die sich trotz allem in Konfliktfeldern des Naturschutzes engagieren. Sie erleben sich nicht nur in einer gestörten natürlichen Umwelt, sondern auch in einer teilweise feindlichen sozialen Umwelt.

Wo Naturschutz gelingt

Es gibt auch andere Farbtöne in der praktischen Naturschutzarbeit, wie die Berichte zeigen. Bei jenen, die in langjährigen praktischen Pflegezusammenhängen aktiv sind, wie etwa an den Lebuser Hängen, stellt sich über die jahrelange Bindung an den Ort durch ein konkretes Landschaftsmanagement eine gewisse Gelassenheit ein. Man sieht, was man im Spannungsfeld von natürlicher Sukzession, gesetzlicher Rahmung und eigener Kraft schaffen kann und reflektiert diese Erfahrung mit Witz und Einsicht. Für die Erfolge hat man so im eigenen Herzen ebenso viel Platz wie für die viele vergebene Lebensmühe.

Von hier spannt sich leicht der Bogen zu einer landwirtschaftlichen Praxis mit Sinn für den Artenschutz, denn auch diese geht ja von der menschlichen Aktivität aus und entwickelt so ihre Möglichkeiten aus dem eigenen Vermögen. Behördliche Grenzen und diskursive Muster stehen zu dieser Praxis meist quer. Wer den Kiebitz auf dem Acker hat, wird für so manche Klage nur ein Schulterzucken übrighaben. Ähnlich ist es bei der forstlichen Praxis, die ausgehend von der Bewirtschaftung gezielt eigene Chancen für eine vielfältige Lebewelt nutzen kann und dementsprechend mit einem hohen Selbstvertrauen einhergeht. Das eingangs benannte grundsätzliche Misstrauen in den Menschen als dem zentralen Akteur des landschaftlichen Geschehens wird man hier nur selten finden. Auch die gärtnerische

Erfahrung schafft einen entsprechenden Zugang zur Natur, in dem Aneignung und Bewirtschaftung erst einmal nicht befleckt sind. Nicht ohne Grund hatten Alfred Böhme, Kurt Kretschmann und Hans Ohnesorge sehr gut bestellte Gärten.

Gestalterische Freude scheint ebenfalls im Rahmen eines revolvierenden Fonds möglich, wie ihn die Flächenagentur Brandenburg vorhält, sodass Ausgleichs- und Ersatzmaßnahmen keine entstandenen Schäden kompensieren müssen, sondern die Eingriffe vielmehr rückwirkend bereits geschaffene Formen der landschaftlichen Aufwertung finanzieren. Hier, durch die Abkopplung vom Erhaltungsgebot, spielt die konservative Perspektive fast keine Rolle mehr. Die Neuanlage von Hecken und Streuobstwiesen oder die Schaffung interessanter Sukzessionsflächen geht als gestalterischer Impuls frei in die Zukunft. An dieser Praxis offenbart sich am deutlichsten der semantische Pferdefuß des Naturschutzbegriffs, der fast immer eine Spannung zum landschaftlichen Wandel impliziert: Das menschliche Tun erscheint als zerstörerische, nicht als schöpferische Kraft. Dass es grundsätzlich gelingen könnte, diese strategische und philosophische Rolle des Naturschutzes in der Gesellschaft entsprechend zu ändern, erscheint angesichts der enormen gesellschaftlichen Dynamik und ihrer Auswirkungen in der Landschaft leider kaum vorstellbar.

Schließlich sei das Sammeln (und Jagen) als eine zentrale und meist befriedigende Form des Naturschutzes benannt. Es kann zuerst praktisch auf Kräuter oder Pilze gerichtet sein, wobei sich ein ganzer Kosmos aus immer feinerem Naturwissen und persönlichem Genuss entfaltet. Auch die Angler gehören in diese Gruppe, die jeweils eine bestimmte Form der Naturaneignung praktiziert, und deren Wertschätzung der Natur mit einer eigenen Nutzungsbeziehung verbunden ist. Diese Zugänge haben auch ein hohes soziales Potenzial, man kann sein Wissen teilen, über seinen Ertrag sprechen und gemeinsam auf die Strukturen Einfluss gewinnen, die man nutzt. Letztlich werden bei jenen Menschen, die sich Dinge direkt aus der Natur einverleiben, Erfahrungen der Fülle und Dankbarkeit freigesetzt.

Sammeln kann man auch im Sinne des Monitorings. Man findet Arten und vermerkt den Fundort und die entsprechende Zeit; man sammelt also Daten. Dies ist in erster Linie eine ehrenamtliche Aufgabe, die Strukturen der professionellen Forschung sind dafür nicht eingerichtet. Wer wirklich wissen will, was in unseren Landschaften los ist, braucht ein weit gefächertes und zuverlässiges Naturmonitoring — eines der gravierendsten Probleme für den Ökologiediskurs, in dem meist nur sehr grobe

Überblicksbotschaften ausgegeben werden, die das passgenaue Handeln in der Landschaft gerade nicht fördern.

Viele Menschen finden ihren Zugang zur Natur über das Fotomotiv und bauen dadurch einen eigenen, gut mitteilbaren Wissensbestand auf. Im Zuge der gravierenden Nachwuchsprobleme im Naturschutz sind gerade fotografische Techniken eine Chance, die Menschen am Ball der Natur zu halten. Fotos können später auch gezeigt werden, sie laden also auch andere dazu ein, sich den Reichtum der eigenen Landschaft bewusst zu machen. Im Gegensatz zum Sammeln von Pilzen und Kräutern ist jedoch das fotografische Sammeln von Vögeln oder Säugetieren meist eine einsame Tätigkeit. Man ist mit sich und der Natur allein und macht sich seine Gedanken. Diese innere Stille spricht aus allen entsprechenden Berichten.

Gemessen an diesen praktischen Feldern scheinen die wissenschaftlichen Zugänge zur Natur viel mehr zwischen den Stühlen zu stehen. Wissenschaftler arbeiten auf der Grundlage ihrer eigenen Empirie, ihre Ergebnisse gehen aber, sofern sie den Forschungsdiskurs überschreiten, direkt in den politischen Raum und nur selten in die Landschaft als Kommunikationsgesellschaft. Eine Erfahrung des Gelingens scheint es aber genau dort zu geben, wo die Forschung im direkten Dialog mit den Menschen ist, das Gespräch sucht oder anbietet, Wissen mitteilt und Wissen anderer aufgreift.

Diese Interaktion scheint auch für den Verwaltungsnaturschutz eine Art Lebenselixier zu sein — wo immer sich die Tür zwischen Bürger und Behörde einen Spaltbreit öffnet, um direkt aus dem Gespräch heraus so etwas wie landschaftliche Vernunft zu finden oder zu schaffen.

Ausblick

Lassen sich diese vielen Eindrücke zusammenfassen? Vielleicht so: Die Verhältnisse sind nicht gut, aber es finden viele interessante und ermutigende Dinge statt. Im Kontext der erlebten oder prognostizierten Umweltkatastrophen scheinen diese täglichen Aktivitäten aber geradezu zu verschwinden. Wie lassen sie sich fruchtbar machen?

Wer nachhaltige Landschaftsentwicklung möchte, muss die Menschen, die sich für die Artenausstattung und ökologische Funktionsfähigkeit ihrer Landschaften einsetzen, aus ihrer Minderheitserfahrung befreien und ihnen helfen, eine gestalterische Rolle in ihren Landschaften einzunehmen. Naturschutz als anerkannte Wissensform braucht lokale Arbeit,

Standortgebundenheit, soziale Erfahrung und organisatorische Innovation. Der Naturschutz kann nur dann wieder zu einer Quelle des gesellschaftlichen Nachhaltigkeitsstrebens werden, wenn die gegenwärtige Konstellation von Verwaltungs- und Verbandsnaturschutz auf der einen und der Gesellschaft auf der anderen Seite wieder geöffnet und eine gemeinsame Gestaltungsaufgabe definiert wird. Exemplarisch zeigen die Landschaftspflegeverbände diesen Ansatz und entwickeln ein entsprechendes Selbstverständnis als Gestalter und als Mittler zwischen Wissen, Handeln, Politik und Alltag.

Die ökologische Gestaltungsaufgabe des Menschen hat ihre ideale begriffliche Rahmung dabei in der Landschaft — und nicht in der Natur. Landschaft ist ein offener Raumprozess, der die Menschen als konstituierende Akteure einbezieht, und dessen Qualität davon abhängt, dass alle Abwägungen, die zwischen Mensch und Landschaftsraum anfallen, so gut und beziehungsreich getroffen werden können wie möglich. Jene, die den Naturhaushalt kennen und gestalten, sollten dabei eine besondere und geachtete Rolle einnehmen.

Damit diese Rolle aber entsprechend erneuert werden kann, ist es nötig, die horizontale Beziehung zwischen Naturschutz und Gesellschaft zu stärken. Es ist eine Gemeinschaftsaufgabe, das Rollenmodell der Naturschützer zu verbessern, und es ist eine Aufgabe der Menschen im Naturschutz, ihr Gesicht den Nachbarn und Mitmenschen zuzuwenden, mit denen sie diesen Raum teilen, auch wenn ihnen nicht immer ein freundliches Gesicht geboten wird. Diese Form der Zuwendung wird derzeit durch unsere Ökologiediskurse und die vertikalen Strukturen in der Gesellschaft nicht eben begünstigt, denn die Diskurse und Gesetze verlangen Einordnung, Zustimmung, Bekenntnis. Weil aber die Landschaft ein offener Prozess ist, muss das Gespräch über die Landschaft ebenfalls offen geführt werden. Die Voraussetzungen dafür, das zeigen die Berichte in diesem Buch, sind jedenfalls gegeben. Wenn dann tote Fische die Oder herunterschwimmen, könnten die Oderbrüchler auch zusammen für ihre Landschaft einstehen.

Kenneth Anders

Natur

Berichte aus dem Oderbruch

Aufgeschrieben von
Kenneth Anders, Michael Anker,
Lars Fischer, Almut Undisz,
Alex Schirmer und Tina Veihelmann
sowie Michael Succow

Fotografien von Michael Anker,
Stefan Schick, der Michael-Succow-
Stiftung sowie von Armin Herrmann,
Karsten Neumann und aus
dem Archiv des Landschafts-
pflegeverbandes Mittlere Oder e.V.

Irgendwie geht es mit der Welt schief

Steffie und Norbert Bartel, Naturerlebnishof Uferlos in Kienitz

In dem kleinen Oderbruchdorf Kienitz, nur wenige Meter hinter dem schützenden Deich, befindet sich unser Naturerlebnishof »Uferloos«. Wir bieten dort seit 2004 Übernachtungen in Ferienwohnungen, Zirkuswagen, Jurten oder im eigenen Zelt an. Unsere Berufung kann man im weitesten Sinne mit Umweltbildung und Naturschutz beschreiben. Dazu unternehmen wir mit unseren Gästen Kanutouren, Tierbeobachtungen und Deichwanderungen, um ihnen die besonderen Lebensräume entlang der Oder ins Bewusstsein zu bringen. Mit Gruppen gehen wir auf Vogelstimmenwanderungen und zu nächtlichen Fledermausbeobachtungen. Besonders beliebt bei Kindern und Jugendlichen ist unser Wildniscamp. Auf unserem Hof befindet sich zudem der Sitz der Kreisgeschäftsstelle

Märkisch-Oderland des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND).

Bereits als Jugendlicher entdeckte ich in den 1980er-Jahren meine Liebe zur Natur und mein Gewissen für die Umwelt. Mit meinem alten Trabbi fuhr ich durchs Bruch und sammelte Müll ein. Ich dachte damals: Irgendwie geht es mit der Welt schief. Das war noch sehr naiv. Impulse bekam ich durch unseren Pfarrer, der im Rahmen des Konfirmandenunterrichts mit einer Gruppe von Jugendlichen Ausflüge in die Natur unternahm. Besonders in Erinnerung geblieben sind mir die Fahrten in die Sächsische Schweiz, »mit Boofen und so«, also dem naturnahen Freiübernachten. In dieser Zeit lernte ich Steffi kennen. Wir waren DDR-kritisch eingestellt und teilten die Liebe zur Natur. Beide hatten wir einen Spleen für Natur und Naturschutz. An ein entsprechendes Studium war in dieser Zeit nicht zu denken, denn wer in der Kirche aktiv war, dem verwehrte der Staat in der Regel eine weiterführende Ausbildung. So begann eine Karriere wie sie für Nonkonformisten in der DDR typisch war. Ich wurde Mechaniker im Halbleiterwerk der Bezirksstadt Frankfurt (Oder). Dort hielt ich es aber nicht lange aus und wechselte 1987 zum Wichernheim der Diakonie. Als Hausmeister war ich dort quasi »Mädchen für alles«. Nach der Wende half ich, die Behindertenwerkstatt auf dem Landgut Gronenfelde mit aufzubauen. Kurze Zeit später eröffnete sich uns dann doch die Möglichkeit, ein Studium zu beginnen.

Steffi hatte bereits angefangen, Landschaftsplanung zu studieren: das Fachstudium für Naturschutz sozusagen. Für fünf Jahre brachen wir unsere Zelte im Oderbruch ab und zogen nach Berlin. Damals gab es an der Technischen Universität die Möglichkeit, auch ohne Abitur zu studieren, sofern man im Grundstudium alle Prüfungen bestand. Nach dem Studium kehrten wir Berlin den Rücken und bezogen eine Mietwohnung in Kienitz. Dort wollten wir warten, bis sich die Möglichkeit für einen eigenen Hof ergab. Da die Grundstückspreise nach der Wende sehr hoch waren, dauerte unsere Wartezeit allerdings noch bis 2004. Der Hof sollte in einem Bereich liegen, der von Hochwasser nicht bedroht wäre, denn das Hochwasser von 1997 haben wir live miterlebt. So hat sich unsere Suche schnell eingeengt. Alles, was im Niederoderbruch liegt, fiel gleich durch das Raster. Die Wahl fiel schließlich auf Kienitz. Das Dorf befindet sich auf einer ehemaligen Sandbank oder Düne und liegt somit höher als die Umgebung.

Steffi wollte unbedingt ein großes Haus haben, mit einem großen Hof. Obwohl uns anfangs nicht klar war, was wir damit machen wollen. Irgendwas mit Natur. Alles Weitere hat sich mit den Jahren ergeben. Jemand lieh

uns die ersten Boote, weil er sie nicht mehr brauchte. Es folgten die zwei ersten Zirkuswagen, die uns nicht gehörten, und eine erste Stoffjurte, die auch einen anderen Eigentümer hatte. Peu à peu wurde alles abbezahlt. Wir merkten schnell, dass unsere Gäste lieber in den Zirkuswagen als im Haus schliefen. Anscheinend gab es eine Sehnsucht danach, in der Natur zu übernachten. Inzwischen stehen sechs, im Sommer gut ausgelastete Zirkuswagen auf dem Hof. Es reicht nun aber auch langsam.

Vor neun Jahren entkernten wir das Dachgeschoß unseres großen Wohnhauses, um dort Ferienwohnungen einzurichten. Es gehörte, so wie der gesamte Hof, vor dem Zweiten Weltkrieg dem Geschäftsmann Reinhard Palm, der vorwiegend mit Holz und Landtechnik handelte. Nach dem Krieg wurde dieser Grundbesitz mehrfach geteilt und einzeln verkauft. Zu dem Standort gehörten auch ein Dampfsägewerk, von dem nur noch eine Ruine übrig ist, und die Kienitzer Hafenmühle, die unsere Nachbarn zu einem Galerie-Café umbauten.

Die direkte Lage am Oderstrom — von diesem nur durch den Deich getrennt –, das war es, was uns von Anfang an faszinierte. Vor allem die Nähe zu dem im Laufe des Jahres variierenden Naturraum. Zu der Ackerlandschaft des Bruchs habe ich keinen positiven Bezug. Für mich als Naturschützer, als Landschaftsplaner, ist es eine devastierte Landschaft. Eine stark beschädigte Landschaft. Manche sind darauf stolz, ich weniger. Der ganze Wasserhaushalt wurde durcheinandergebracht und dann diese Monokulturen. Das ist eine künstliche, technische Landschaft, die reizt mich nicht so doll. Mich interessieren eher die Trockenhänge am Westrand, wo noch ein bisschen Wildnis erhalten ist und natürlich der Fluss selbst, weil er äußerst dynamisch ist.

Seit meiner Kindheit bin ich mit der Oder verbunden. Das Wissen, um die hier lebenden Arten, die unterschiedlichen Biotope und wie alles miteinander zusammenhängt, hat mich nachhaltig geprägt. Auch das Hochwasser ist eine Erfahrung, die dazu gehört. Wie das Wasser kommt, dann noch eine weitere Welle und wie es wieder verschwindet, fasziniert mich immer wieder. Vor der Eindeichung lebten die Menschen damit, dass der Fluss immer wieder dynamisch seinen Lauf änderte. Es war ein organisches Netzwerk von Wasserläufen. Solche Landschaften gibt es nicht mehr. Die Menschen legten eine künstliche Geometrie darüber. Ich finde das erschreckend. Die Veränderungen begannen mit dem viele Jahre dauernden Prozess der Eindeichung. Zuerst entstanden die Ringdeiche um die Altdörfer, dann wurden die Deiche immer weiter in Richtung Oder verlegt. Auch danach mussten die Menschen regelmäßig mit dem Hochwasser leben, denn die ersten

Deiche brachen immer wieder. Trotz dieser Deiche war die Natur noch sehr artenreich. Es wurden keine Pestizide eingesetzt, es gab keine Maschinen, aber viele feuchte Ecken, die nicht bewirtschaftet werden konnten. Grünland wechselte mit Ackerboden ab, zwischen denen sich noch viele Fließe befanden. Der erste ökologische Todesstoß für die Landschaft kam mit der Elektrifizierung Anfang des 20. Jahrhunderts. Mit dem Bau der Schöpfwerke und der Melioration in der DDR kam der Gnadenstoß. Die verordnete Planwirtschaft hatte es erforderlich gemacht, dass Flure bereinigt und Flächen vergrößert wurden.

Aber dieser Prozess lässt sich zum Teil rückgängig machen. In ganz Europa gibt es Renaturierungen von Flussläufen. Wir haben damals während der Deichsanierung die Chance vertan, die Deiche an bestimmten Stellen zurückzuversetzen, um der Oder mehr Raum zu geben. Je enger die Deiche stehen, desto schneller fließt die Oder und desto schneller geht sie über die Deiche. Wenn wir uns über die Zukunft des Oderbruchs unterhalten, müssen wir auch den Klimawandel berücksichtigen. Prognosen von Klimaforschern gehen davon aus, dass der Anstieg der Meeresspiegel zum Ende des 21. Jahrhunderts bis zu zwei Meter betragen könnte. Allein ein um einen Meter gestiegener Meeresspiegel der Ostsee reicht meiner Meinung nach aus, um das nördliche Oderbruch unbewohnbar zu machen. Dann könnte das Wasser der Oder bei Nordwind nicht mehr abfließen, da es kaum Gefälle bis zur Ostsee gibt. Die können ihre Pumpen ausschalten.

Um diesen Prognosen Rechnung zu tragen, sollte nur noch im Altbestand gebaut und in diesen Regionen keine weiteren Bebauungspläne mehr genehmigt werden. Gebiete, die langfristig gefährdet sind, sollten eher entsiedelt werden. In Teilen des Oderbruchs müssen wir uns mindestens auf große Veränderungen einstellen. Es wird eine andere Landschaft werden. Vielleicht wieder Grünland mit Weidehaltung.

Statt das alles zu berücksichtigen, wird auf polnischer Seite mit dem Ausbau der Oder begonnenen. Das Flussbett soll in diesem letzten naturnahen Strom schmaler und tiefer gemacht werden, damit sich der Wasserstand für die Schifffahrt erhöht. Die geplanten höheren Buhnen bieten einem Hochwasser dann aber auch mehr Raumwiderstand, was einen noch höheren Wasserstand zur Folge hätte. Man spricht von 20 bis 25 Zentimetern. Das könnten die sein, die 1997 in Hohenwutzen zum kompletten Deichbruch, zur Katastrophe, geführt hätten. Auch als Mitglied des BUND bin ich strikt gegen die Ausbaupläne.

Neben meiner hauptberuflichen Tätigkeit im Landesamt für Umwelt engagiere ich mich im BUND. Nach der Wende gehörte ich zu den

Gründungsmitgliedern des Naturschutzbundes in Märkisch-Oderland. Wir haben den hier aufgebaut, denn in der DDR gab es keinen Umweltverband. Im Rahmen eines praktischen Zivildienstes in der Landesstätte für Naturschutz in Lebus legte ich Trockenrasenflächen frei, auf denen in jedem Frühjahr die Adonisröschen blühen, baute Nisthilfen und übernahm die Betreuung eines großen Fledermausquartiers. Von 1990 bis heute bin ich den Fledermäusen in der alten Ostquell-Brauerei in Frankfurt (Oder) treu geblieben. Im Winter wenn die Federmäuse schlafen, beteilige ich mich an der Vogelzählung entlang der Oder. Bemerkbar ist, dass es in den letzten Jahren in meinem Abschnitt weniger Enten gab. Die Gänsepopulation erholt sich gerade wieder. Was zugenommen hat, sind die Seeadler. Das ist schön anzusehen. Sorge bereiten mir allerdings die Allerweltsarten, wie die Stockenten, die im Bestand nachlassen. Die Gründe dafür liegen wohl in der intensiven Nutzung der Landwirtschaft und im Einsatz von Pestiziden. Wenn es die Allerweltsarten trifft, muss man schon genauer hinschauen, warum das so ist. Auch die früher häufigen Kiebitze ziehen nur noch durch, brüten aber kaum noch im Oderbruch.

Nicht nur im Oderbruch, weltweit muss sich etwas ändern, besonders in den industriell geprägten Ländern. Deutschland und Frankreich bestimmen seit Jahren maßgeblich die EU-Landwirtschaftspolitik und es geht immer nur in eine Richtung: Intensivierung. Meine Hoffnung ist, dass der grüne Landwirtschaftsminister Cem Özdemir einen Cut macht und nur noch das prämiert wird, was der Landwirt wirklich zum Naturschutz beiträgt. Ich erwarte allerdings keine Wunder, da ein neuer Minister immer den alten Apparat im Ministerium übernehmen muss. Özdemirs Richtung stimmt aber immerhin. Für das Oderbruch wünsche ich mir eine angepasste naturnahe Nutzung. Dass zum Beispiel die Landwirte mit ihren Pflügen nicht jedes Jahr ein Stück näher an die Straßenbäume heranrücken. Kann man nicht ein paar Meter ungenutzt stehen lassen? Aber nein, es wird jeder Quadratmeter gnadenlos, intensiv, kalt ausgenutzt. Ich wünsche mir, dass dafür ein Bewusstsein entsteht. Wenn wir so weitermachen, wird unsere zukünftige Generation ein schweres Erbe zu tragen haben.

Aufgeschrieben von Michael Anker

Die Tierwelt lebt davon, was die Landwirtschaft anbaut

Bernhard Katzwinkel, Landwirt in Gorgast

Bernhard Katzwinkel ist nicht nur Landwirt. Er ist stellvertretender Bürgermeister der Gemeinde Küstriner Vorland, engagiert sich als Landeigentümer im Vorstand der Teilnehmergemeinschaft eines Flurneuordnungsverfahren für die Gestaltung der Landschaft um Golzow, Küstrin und Manschnow und ist als Jäger an der Oder unterwegs. Unser Gespräch über Natur und Landschaft fand zu großen Teilen während einer Autofahrt zu einer Straßenbaubesprechung statt, die durch seine Felder und sein Jagdrevier führte. Immer wieder wies Landwirt Katzwinkel auf Tiere und Pflanzen hin.

Ich bin hier an der Schäferei in Gorgast, gleich gegenüber dem Betrieb, den ich heute führe, im Schäfereihaus Nr. 3 groß geworden. Seit 1958 konnte

ich die ganze Entwicklung des Volkseigenen Gutes (VEG) Gorgast, später des VEG Wollup verfolgen. Bis Ende der 1970er-Jahre war dieser Betrieb das VEG Gorgast, nach dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangen aus der Domäne Gorgast. Mit dem Ausscheiden des damaligen Betriebsleiters Günther Simon wollte man seitens der staatlichen Güterdirektion keinen neuen Direktor mehr einstellen und hat das Gut Gorgast mit dem Gut Wollup zusammen verwalten lassen.

Ich habe Landwirt gelernt und bin es immer geblieben. Nach meiner Ausbildung zum Melker mit Abitur an einer Fachschule für Tierzucht in Wernigerode studierte ich an der Hochschule für Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften (LPG) in Meißen. Mit dem Abschluss in der Tasche ging es zurück ans VEG Wollup, wo ich für die Tierproduktion verantwortlich war, bis ich im Mai 1989 nach Lietzen bei Seelow versetzt wurde, um die Schweine- und Rindermast des VEG Tierproduktion Lietzen zu übernehmen. In der Übergangszeit von der DDR zur Bundesrepublik habe ich das gesamte Gut bewirtschaftet: Tierproduktion und die zugehörigen 7.000 Hektar Acker und Grünland — fast ein Jahr ohne gesetzliche Begleitung, denn bis sich die Treuhand und die BVVG (Bodenverwertungs und -verwaltungs GmbH der Bundesrepublik Deutschland) gefunden hatten, dauerte es eine Weile. Dann kam der Graf von Hardenberg, um den alten Familienbesitz wieder zu übernehmen. An ihn habe ich den Betrieb übergeben und bin 1997 im Oderbruch komplett eingestiegen.

Nach der Wende hatte ich von der BVVG in Gorgast Land gepachtet, erst mal nur 250 Hektar, was für westdeutsche Verhältnisse ja schon groß war. Mit der Zeit sind es zwar gut 550 Hektar geworden, die ich mit meinem Landwirtschaftsbetrieb bewirtschafte, aber es ist für hiesige Verhältnisse kein Großbetrieb. Leider bin aber zu 57 Prozent von der BVVG als Verpächterin abhängig. Außer der Ausbildung und der Zeit in Lietzen war ich immer im Oderbruch, hier vor Ort.

Der Betrieb in Gorgast hatte rund 1.000 Mastschweine und Mastrinder in den Stallanlagen. Die Tierproduktion wurde durch die BVVG eingestellt und fast das gesamte bebaute Betriebsgelände von rund zehn Hektar abgerissen. Damit wurde dem Betrieb ein Standbein weggerissen. Heute sind wir ein reiner Ackerbaubetrieb. Wir haben zwar auch einzelne Holzungen mit Busch zwischendrin auf unserem Land, aber das ist kein richtiger Waldbestand. Die wenigen Weiden und Eichen werden nicht forstwirtschaftlich genutzt, die lassen wir alle stehen.

Wir wirtschaften vernünftig und das heißt auch im konventionellen Landbau, den wir hier betreiben, die Bodenfruchtbarkeit zu fördern. Wir

halten Fruchtfolgen ein und lassen die Pflanzenreste nach der Ernte auf dem Acker, damit sie dort verrotten können. Unsere Fruchtfolge ist eng. Die Rüben sind zwar raus, wir haben aber noch Erbsen mit drin, Hafer und Sommergerste in geringem Umfang. Weil sich diese Produkte aber kaum rechnen, haben wir in großem Umfang Weizen, Wintergerste, Winterraps und Sonnenblumen. Die Produktpalette hält unseren Betrieb knapp über Wasser. Aus einem einfachen Grund: Wir haben keine Biogasanlagen. Und mit dem EEG (Erneuerbare-Energien-Gesetz) und den Biogasanlagen sind die Pachtpreise für Ackerland extrem gestiegen. Wenn an der Strombörse bis vor einem Jahr der Preis je Kilowattstunde bei drei bis fünf Cent lag — und als Biogasanlagenbetreiber bekommt man über die EEG-Umlage 18 bis 21 Cent–, ist die Spanne dazwischen der reine Gewinn. Und damit können Pachten bezahlt werden, die andere nicht zahlen können. Daher auch der verbreitete Maisanbau. Ich habe gesagt, Lebensmittel gehören nicht in die Biogasanlage, aber wirtschaftlich war das ein Fehler. Mir fehlt so das Spielbein.

Erosion spielt zwischen Stromoder und Alter Oder keine Rolle, es sei denn der Boden ist nicht mit Pflanzen gedeckt, dann kann es durch den Wind zu Bodenabtrag kommen. Aber da sich bei uns Sommerfrüchte nicht rechnen, ist der Boden zu 80 bis 90 Prozent gedeckt. Trocknet der Boden im Frühjahr ab, kann daher kein Abtrag erfolgen. Erosion über Wasser haben wir nicht, dafür fallen mit rund 500 Liter je Quadratmeter im Jahr zu wenige Niederschläge. Also über Wasser kann es kaum einen Abtrag geben.

Der Klimawandel ist nicht zu leugnen, über die einzelnen Ursachen lässt sich streiten. Wir Landwirte haben früh gemerkt, dass sich hier etwas tut. Wir haben Unkräuter und Insekten, die wir früher hier nicht kannten, die Trespe zum Beispiel. Maiswurzelbohrer und Maiszünsler kamen über die Alpen aus wärmeren Ländern und halten sich, weil es keine strengen Winter gibt. Oder die Tigermücke, auch an ihr merkt man den Wandel.

Wir hatten früher nie Kraniche, nach 1990 ein, zwei Paare. Da freute man sich über diese schönen Vögel. Heute kommen sie in Massen und machen richtig Schaden auf den Ackerflächen. Gänse kommen zu Tausenden. Wir arbeiten in einem entsprechend der FFH-Richtlinie (Fauna-Flora-Habitat-Richtline der Europäischen Union) ausgewiesenen Vogelschutzgebiet Natura 2000. Gleich meinem Betrieb gegenüber läuft die Warthe in die Oder, dort sind die Warthe-Wiesen. Bei höherem Wasserpegel stehen die Wiesen unter Wasser. Die Gänse übernachten dort, fliegen aber hierher zum Fressen. Dafür gibt es nichts, keine Entschädigung oder sonst etwas. Das tragen wir. Wir füttern als Landwirte das Wild.

Durch die Neozoen, wie Waschbär, Marderhund und Mink — und da die Fallenjagd politisch verpönt ist –, haben wir so viel Raubwild, dass die Entenpopulationen stark abgenommen haben. Die Entennester werden in der Brutzeit zwischen Mai und Juni von denen leergemacht. Blässhühner sind schon zu DDR-Zeiten verschwunden. Der Mink ist dem Nerz ähnlich, wurde seines Fells wegen gezüchtet und ist aus den Farmen entwischt oder freigelassen worden. Auch der Waschbär wurde in Farmen gehalten. Er wurde für die Produktion von Fliegerjacken im Dritten Reich eingeführt. Mit dem Nutria geht es weiter. Auch diese Nagetiere stammen aus Farmen, wo sie bis zur Wende wegen ihres Fells und ihres Fleisches gezüchtet wurden, und sie vermehren sich extrem. Hier vor Ort haben wir sie noch nicht, aber in Seelow wurden schon welche erlegt.

Biber und Wolf sind das nächste Problem. Erst vor Kurzem gab es in der Nachbarschaft einen Wolfsriss unmittelbar neben dem Haus. Es gibt zwar bei uns keine Einstände vom Wolf, also ein Rudel zieht seine Jungen noch nicht groß, aber einige Kilometer weiter weg in Gusow-Platkow schon. Und was sind 15 Kilometer für einen Wolf? Die streifen hier schon mal durch.

Unterm Strich kann ich als Landwirt nur zugucken. Wenn wir — aus welchen Gründen auch immer — diese Tiere in der Landschaft haben möchten, dann muss man sie auch bewirtschaften. Das können wir doch nicht ausufern lassen. Ich kann Ihnen Wasserlöcher zeigen an der Oder, da steht nicht mehr ein Baum, da sind auch die Eichen vom Biber gefällt. Wer fragt nun danach, wo die Vögel brüten, in welchen alten, hohlen Bäumen die Fledermäuse bleiben können? Da wird nur der Biber gesehen und rundherum nichts. Das kann nicht sein, ich muss den Biber bewirtschaften, so wie Rotwild und Schwarzwild bewirtschaftet werden. Es geht nicht ums Ausrotten dieser Tiere, sie haben in der Landschaft ihre Existenzberechtigung. Aber ich muss irgendwo einen Punkt setzen, und das haben wir bisher nicht getan. Wir haben kein Bibermanagement. Management hieße ja, ich kann etwas regulieren, aber wir erfassen die Biber nur. Sicher, in den Gräben, wo die Öffentlichkeit von erheblichen Biberschäden betroffen oder durch sie gefährdet ist, werden Biber mitunter zwischen Oktober und März zum Abschuss freigegeben, aber das ist doch nicht die Lösung, wenn sie an anderer Stelle einen Totalschutz genießen und ständig nachrücken. Am Hochwasserdeich werden sie ganzjährig bejagt. Dennoch müssen wir Millionen ausgeben für Spundwände und Stahlmatten, um den Deich zu schützen: Zweieinhalb Millionen Euro auf den Kilometer hier im Abschnitt Genschmar. Zwei Euro und 50 Cent